



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wurden. Hierher kamen viele Wallfahrer von nah und fern, und hier „verlieh,“ wie Chaumonot schreibt, „unsre liebe Frau ihren Anbetern viele wunderbare Spenden, so viele, daß ihre Aufzählung ein ganzes Buch füllen würde.“

Doch sollten die Reste der Huronen auch hier nicht dauernd bleiben. Noch vor Ende des Jahrhunderts führte man sie nach einem vier Meilen von da entfernten Orte, den man Neu-Lorette nannte. Es war eine Stelle in einer Schlucht des Urwaldes, wo der St. Charles seinen schneeweißen Gisch über schwarze Felsenschwellen sprüht, und wo die Sonnenstrahlen durch die dichten Zweige der Tanne und Lärche zuweilen hindurchdringen, um einige Augenblicke auf moosigem Gestein zu spielen oder auf den dahinschießenden Wassern zu erglänzen. Bis auf den heutigen Tag findet der Reisende hier eine kleine Gemeinde des untergegangenen Huronenvolkes: harmlose Korbflechter und Mokassin-schuster, deren Kupferfarbe immer mehr erbleicht, da sie mit jeder Generation mehr mit der benachbarten französischen Bevölkerung verschmelzen.

M. B.

Literatur.

Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zur Moral und Religion von Dr. G. Jäger. Stuttgart, J. Hoffmann.

Vier religionsgeschichtliche Vorträge, von denen die ersten drei eine gute Darstellung des Darwinismus enthalten, während der letzte den Versuch macht, denselben gegen den Vorwurf zu vertheidigen, er verstoße gegen Moral und Religion. Diese Vertheidigung ist nicht gelungen. Sie erhebt den Egoismus zum Diktator in Sachen der ethischen und religiösen Dinge, während die Moral und die Religion doch gerade alle Selbstsucht möglichst binden und einschränken wollen. Der Verfasser argumentirt etwa so. Das oberste Gesetz für jede Art von lebenden Wesen ist die Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung im Kampfe um das Dasein, und dafür gibt es nur einen Standpunkt, den, bei welchem man sich als den Mittelpunkt der Natur betrachtet. So ist es auch mit dem Menschen, er hat den anthropozentrischen Standpunkt einzunehmen, der den Menschen als Mittelpunkt der Welt nimmt und im Gegensatz zur Natur und namentlich zu seiner nächsten Verwandtschaft, der Thierwelt, stellt, aus der er sich herausgekämpft hat, und in die nicht wieder zurückzusinken er bestrebt sein muß. In Betreff der Stellung des Menschen zum Menschen zeigt der Darwinismus, daß geselliges Leben praktischer für den Einzelnen, weil zur Selbstvertheidigung geeigneter als einsiedlerisches, und daß die organisirte Form des geselligen Lebens der kommunistischen vorzuziehen ist. Die letztere wirkt verdummend und abstumpfend, erstere dagegen erzieht zur Intelligenz und stärkt die Vertheidigungsfähigkeit des Einzelnen, sie läßt nicht einseitig werden und erlaubt, von Zeit zu Zeit auszuruhen vom Kampfe ums Dasein, sie weist mit dem Prinzip der Arbeitstheilung auf die Nächstenliebe als oberstes Gesetz hin, das jenen Kampf beschränkt. Der Darwinianer kämpft, wie der Verfasser sagt, „für die Festigung der Bande der Ehe und Familie als Wurzel des geselligen

Lebens; er kämpft gegen den Egoismus, stellt das Gemeinwohl höher als das Recht des Einzelnen, er verlangt für letzteren eine Thätigkeit, die mit dem Gemeinwohl verträglich, ja ihm förderlich ist."

Sehr schön, aber aus welchem Grunde? Aus dem ganzen Buche ergibt sich die Antwort: Weil es praktisch, weil es dem Einzelnen nützlich ist, nicht aus Liebe, nicht um des Guten willen, sondern im Hinblick auf den eigenen Vortheil. Der Egoismus soll überwunden werden aus Egoismus, verständigem Egoismus, nicht weil es Gott, oder sagen wir der kategorische Imperativ, das Gewissen, will. Das aber heißt nicht moralisch, sondern politisch sein.

Und ganz ebenso wie zur Moral steht der Verfasser zur Religion. Der Glaube an Gott und Unsterblichkeit ist ihm ebenfalls nur ein Mittel für den Zweck, den Menschen im Kampfe mit der Natur zu stärken. Er fragt bezeichnend gleich zu Anfang des betreffenden Abschnitts seiner Erörterung: „Was leistet die Religion für die Bildung und Vertheidigungsfähigkeit der Gesellschaft, für die Vervollkommenung und Vertheidigungsfähigkeit des Einzelnen? In wiefern steht sie im Dienste des höchsten Naturgesetzes für belebte Wesen, in dem des Selbsterhaltungstriebes? Mit einem Wort: in wiefern ist sie praktisch?“ Das Christenthum ist die praktischste Religion, und so stellt sich der Darwinianer auf christlichen Boden. Der Glaube ist ihm (S. 130) „eine Waffe im Kampf um das Dasein, die jeder braucht“, er „stärkt die Kraft der Selbstvertheidigung und weist sie auf die Bahnen, welche dem Interesse des Einzelnen und dem der Gesellschaft vortheilhaft sind“. Auch der Wunderglaube ist (S. 131) eine Waffe im Kampfe um das Dasein, die selbst in den Fällen nicht im Stiche läßt, wo alle andern Waffen versagen, und so dürfen wir ihm nicht zu nahe treten, es sei denn da, wo er die Energie der Selbstvertheidigung lähmt, wo er bewirkt, daß der Mensch, auf Wunder sich verlassend, nichts thut, und so sollten die Vertreter der Religion dem Wunderglauben die Form geben, welche verhindert, daß die Gefahr des Fatalismus droht und er eine Stütze wird für den Aberglauben. Natürlich glaubt der Verfasser als Naturforscher nicht an Wunder. Aber wir sollen uns nach seiner Philosophie einbilden, daß es deren gebe, weil diese Einbildung uns bis zu einem gewissen Grade für den Kampf ums Dasein mit Schutz- und Trugwaffen versteht. Mit dem Glauben an Gott, von dem wir nichts wissen können, ist im Grunde ebenso, mit dem Glauben an Unsterblichkeit gleichermaßen. „Unbestreitbar gibt es (S. 127) zweierlei Arten von Unsterblichkeit, eine leibliche, indem kraft der Vererbungsgeetze die Eltern sich bis zu einem gewissen Grade in den Kindern wiederholen, zweitens eine geistige und zwar in mehrfacher Beziehung: einmal übertragen wir durch die Erziehung unser Wissen und unsern Glauben auf unsere Kinder, sodann dauern alle unsre Werke, seien sie nun durch Hände- oder Geistesarbeit gewonnen, über unsern Tod hinaus fort, ferner hinterlassen wir die gesellschaftlichen Zustände, die wir geschaffen, unsern Kindern, und endlich leben wir persönlich fort (ewig? wie lange?) im Andenken der Nachwelt. Das ist auch für den Materialisten unbestreitbar. Nun ziehe man daraus die praktisch sittliche Forderung. Sie kann nicht anders lauten als: Handle so, als ob Du ewig lebest und jederzeit zur Rechenschaft gezogen würdest für das, was Du gethan und unterlassen.“ Furcht also, Interesse, Vortheil. Und das soll Moral und Religion sein? Wir sagen dazu: Si tacuisses, danken für diesen neuen Glauben und gedenken bis auf weiteres bei dem alten zu verbleiben.

Ein Madonnen-Maler unserer Zeit. Biographische Studie von Constant von Wurzbach. Wien, Manz, 1879.

Ein seltsames Buch — in jeder Beziehung. Ueber keinen Künstler hätte man sich wohl weniger träumen lassen, gerade jetzt eine Monographie zu erhalten als über Eduard Steinle — er ist nämlich der „Madonnenmaler unserer Zeit“ —, den letzten bedeutenden Vertreter des Nazarenenthums. Aber warum eigentlich nicht? Jeder Beitrag zur Kunstgeschichte ist ja schließlich willkommen, und der Verfasser mag nicht Unrecht haben, wenn er darüber klagt, daß über Steinle bisher nur allzuviel geschwiegen worden sei. Aber wie kommt gerade Wurzbach dazu, über ihn zu reden? Jedenfalls ist das Buch herausgewachsen aus dem biographischen Artikel, den der Verfasser für sein großes „Biographisches Lexikon für Oesterreich“ über Steinle geschrieben hat, ähnlich wie J. Meyer's „Correggio“ aus dem Artikel über Correggio in seinem eignen Künstlerlexikon. Aber welch' ein Unterschied! Dort eine künstlerisch durchgearbeitete, abgerundete Biographie — hier eine Menge unverarbeitetes Material.

Wurzbach besitzt eine eminente und ganz spezifische Sammleranlage, mit wahren Bienenfleiß trägt er seinen Stoff zusammen, aber damit ist auch die Grenze seines Könnens bezeichnet: es fehlt ihm an jedem Formtalent, innerem wie äußerem. Die 150 Seiten, die nach Abzug der verschwenderisch eingespreuten weißen Blätter in seinem Buche übrig bleiben, werden von einem unsäglich schwerfälligen Gerüste umspannt. Da heißt es: 1. Biographische Skizze. 2. Verzeichniß der Werke. (I. Fresken und Wandgemälde. II. Cartons und Farbenskizzen. III. Delbilder. IV. Aquarelle. V. Zeichnungen. VI. Radirungen — jede Unterabtheilung wieder mit so und so viel Unterabtheilungen, die nach den Gegenständen der Darstellung geordnet sind.) 3. Nachbildungen der Werke des Künstlers. (I. In Kupfer- und Stahlstich. II. In Lithographien. III. In Holzschnitt. IV. In Lichtdruck.) 4. Ausführlichere Beschreibung einiger der bedeutendsten Werke des Künstlers. 5. Kritische Stimmen über Steinle den Künstler. 6. A. Bildnisse des Künstlers. B. Quellen zu seiner Biographie. C. Quellen zur Kritik und Geschichte einzelner Werke. 7. Chronologische Uebersicht der Werke Steinle's. 8. Besitzer der Werke Steinle's. 9. Anmerkungen. — Jeder andere Biograph würde die Nummern 5 und 6 B und C auch benutzt, darauf verwiesen, ihre Mittheilung in extenso aber sich gewiß erspart, und statt dessen die daraus zu gewinnenden Resultate, mit 1 und 4 gehörig verarbeitet, in eine zusammenhängende Darstellung gebracht, alles übrige in einem bescheidenen Anhang zugegeben haben. Wurzbach gibt uns das ganze Rohmaterial, nachdem er es — worin augenscheinlich für ihn nächst dem Sammeln das zweite Hauptvergnügen liegt — in numerirte Fächer und Kästchen gepackt hat. Da mag es denn ein andrer später wieder herauspacken, wenn er etwas Weiteres damit anfangen will.

So wenig aber wie zu einer künstlerischen Darstellung erhebt sich der Verfasser auch zu einem irgendwie selbständigen Urtheil. In den „Kritischen Stimmen“ läßt er wörtlich abdrucken, was außer Reber und Förster, „der Kunstreferent in der Kölnischen Zeitung“, „der geistvolle Kunstkritiker im Miniatur-Salon des Rheinischen Taschenbuches“, ferner Elise Polko (!) und die Illustrierte Zeitung (!) über Steinle geurtheilt haben. Kann alles dies aber mehr als ein statistisches Interesse beanspruchen? Auffällig ist es, daß es dem Verfasser bei seinem großen Spüreifer entgangen ist, daß Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst“, der der Verfasser den Vorwurf macht, sie habe in ihren „acht oder zehn Jahrgängen“ Steinle's Namen immer nur nebenbei erwähnt, im 5. Jahrgange (S. 54)

eine der reizvollsten Kompositionen des Meisters, seinen aquarellirten Carton zu Shakespeare's „Was ihr wollt“ in einem trefflichen Stich von H. Herz veröffentlicht hat. Die Wendung „acht oder zehn Jahrgänge“ läßt freilich auf keine sehr intime Bekanntschaft mit diesem „einzigen Kunstblatt, welches Deutschland gegenwärtig besitzt“, schließen; die Lützow'sche Zeitschrift steht jetzt am Ende ihres 14. Jahrganges!

Daß die Oesterreicher ihre eigne deutsche Grammatik haben, in Orthographie und Flexion, Wort- und Satzbildung, ist eine bekannte Sache. Das eine Vergnügen bereitet dem Norddeutschen ja jedes österreichische Buch, wie jede österreichische Zeitung, daß es ihm ein erquickliches Florilegium aus unsrer lieben Muttersprache bietet. Nur einige Proben aus Wurzbach's Feder. S. 15 heißt es: „Frau Rath Schlosser, für welche der Künstler überhaupt viel gearbeitet und sie bei seiner Verehrung für diese Dame mit den sinnigsten Künstlerpenden bedacht hatte“ — S. 16: „ein wahres Museum Steinle'scher Werke, welche sämmtlich in den Besitz des Herrn Anton Brentano übergingen, und in welchem sie auch zur Stunde sich befinden“ — S. 125: „der nebelgraue gespenstartig unbestimmte Ton der Farbe des ganzen Bildes ist, wer den Rhein in dieser Abendbeleuchtung gesehen hat, der Natur abgelauscht.“ Steinle „fiedelt“ natürlich nicht nach Frankfurt „über“, sondern er „überfiedelt“ dahin, sein Schaffen ist ein kerngesundes, die Gegensätze „überherrschendes“, manche Urtheile sind dem Künstler „abträglich“, der Kritiker fühlt sich „gedrungen“, und was dergleichen schöne Bildungen mehr sind. Daß Appelles als Appeles, Winkelmann als Winkelmann, van den Bondel als Bondel, Hartman Schedel als Schedel erscheint, hat nach solchen Proben nichts auffälliges, ebenfowenig, daß der heilige Megidius und die heilige Euphrosyne ihr i und y mit einander haben vertauschen müssen, so daß er durchweg zum Megydius und sie zur Euphrosine geworden ist.

Die Verlags-handlung hat das Buch mit einem Splendor ausgestattet, der fast den Gedanken nahe legt, es seien ihr von interessirter Seite die Mittel dazu erhöht worden. Leider hat die Druckerei eine Geschmacklosigkeit begangen. Sie hat jede Textspalte mit vier dicken rothen, an den Ecken sich schneidenden Linien eingefast, die überdies nicht mit Druckerroth, sondern mit rother Tinte gedruckt zu sein scheinen. So sieht das ganze Buch aus wie ein kaufmännisches Rechenbuch, in das nur noch die Data, Gulden und Kreuzer eingetragen zu werden brauchten. Abgesehen hiervon ist die typographische Ausstattung vortrefflich. Ein gutes Porträt Steinle's in Lichtdruck ist als Titelbild beigegeben, außerdem die Reproduktion einer lieblichen kleinen Handzeichnung, die einige der Hauptwesensseiten des Künstlers in wunderbarer Weise vereinigt widerspiegelt: „Schaufelengel“. Ueber eine Anzahl Balken ist ein Schaufelbrett gelegt, an dessen emporgeschnelltem Ende sechs Engel sich die erdenklichste Mühe geben, ihr Gewicht zur Geltung zu bringen, indem sie theils auf dem Brett stehen und liegen, theils sich daran hängen, während auf dem entgegengesetzten Ende das Christkindlein, ruhig dafizend und mit einem Vogel spielend, mühelos der ganzen kleinen Sippchaft die Waage hält. Dies Blatt allein ist die Anschaffung des Buches werth.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hühnel & Herrmann in Leipzig.